

Jahresbericht der Länderbant für 1893 constatirte eine... solchen. Dieser Erfolg stand aber nur auf dem offiziellen Zeitungspapier. Wie jetzt nachträglich bekannt wird, war der angebliche vollständige Erfolg in Wahrheit ein allerdings nicht gerade unvollständiger Misserfolg. Der Absatz der Pfandbriefe ist in eine bedenkliche Stodung gerathen. Die Länderbantgruppe hat, wie man jetzt vernimmt, noch etwa 15 Millionen jener Pfandbriefe in ihrem Portefeuille. Das mochte der Gruppe unangenehm sein, hätte aber weiter mit den Polen und der Coalition nichts zu thun, wenn nicht... damit kommen wir aber erst auf die Politik, und dahin führt der Weg über die Privatökonomie der polnischen Großgrundbesitzer, welche bekanntlich im ewigen Geldmangel und in dem ebenso unerträglichsten Darlehensbedürfnisse besteht. Für dieses sind die polnischen Großgrundbesitzer zum großen Theil auf das genannte galizische Hypotheken-Institut und dieses seinerseits wieder beglücklich der Begehung der Pfandbriefe auf die Länderbant angewiesen. Die Länderbant aber hatte bereits zu viel Pfandbriefe des Hypothekeneinreines in ihrem Portefeuille, und dadurch wurde die Gefahr einer Einschränkung des landwirthlichen Hypothekencredits in Galizien herausbeschworen. Es war deswegen ein privatskonomisches Interesse der polnischen Großgrundbesitzer, für den flotteren Absatz der galizischen Bodencreditorereines-Pfandbriefe zu sorgen, und wozu wäre die Coalition, wenn sie nicht die Interessen ihrer polnischen Mitglieder wahrnehmen sollte. Wenn bei irgend einem Papier der Welt eine derartige Absatzstodung eintreten würde, wäre die nächste Folge, daß das betreffende Institut den Verkaufspreis des Papiers herabsetzen oder den Zinsfuß desselben erhöhen würde. Das hat nun ein coalirtes polnisches Papier nicht nötig. Ihm kann einfacher und billiger geholfen werden. Wenn das Publicum das polnische Papier nicht kaufen will, so kann es ja doch die Postparcassa übernehmen. Der Polenclub gab dem Finanzminister einen Wink, und der coalirte Schatzkanzler folgte. Herr v. Plener gab dem Postparcassenamt — dessen Chef übrigens, nebenbei bemerkt, nicht er, sondern der Handelsminister Graf Wurmbbrand ist — den Auftrag, einige Millionen der fatalen galizischen Pfandbriefe von der Länderbant zu übernehmen. So wenigstens meldet die gesammte Tagespresse, und sie weiß überdies zu berichten, daß auch weitere größere Posten gekauft werden sollen und daß Directoren galizischer Banken zu diesem Zwecke nach Wien gereist sind. Man wußte bis heute nicht, wozu die Postparcassa geschaffen wurde. Man meinte, diese Staatsanstalt, welche die Sparrenten des „kleinen Mannes“ sammeln sollte, hätte die Verpflichtung, vor allem für die größtmögliche Liquidität ihrer Anlagen zu sorgen. Es gab sogar eine Zeit, wo man Herrn von Dunajewski einen Vorwurf machte, weil er Märzrente anschaffen ließ, welche keinen so großen Markt hatte wie die gemeinsame 4 1/2%ige Rente. Heute ist das freilich anders. Galizien und die ganze Monarchie, deren Sparpublicum jetzt wahrlich nicht wohlwärtig in seinen Anlagen ist, verschmäht ein Effect, weil ihm das Erträgniß desselben zu geringe scheint, die Postparcassa ist bescheidener in ihren Ansprüchen. Es gibt ein polnisches Papier, das der Fadenhüter einer Pant legoworden ist, die Postparcassa kauft dieses Papier, sie kauft es nur, weil es „berzeit unverkäuflich“ ist. So etwas war in der Aera des von Herrn v. Plener so hart angegriffenen „polnischen Finanzministers“ Dunajewski unmöglich. Dazu mußte erst ein deutscher — oder Parbon! — ein Coalitionminister kommen!

**Stuß und Leben.**

Die Premidren der Woche. Paris. Palais Royal, „Un coup de tête“ von A. Biffon und R. Sylvane. Porte Saint Martin, „Sabre au clair“ von Jules Mary. Nouveau Théâtre, Vorstellung des Théâtre de l'Oeuvre „Annabella“ von Ford, übersezt von Maeterlinck. Cercle funambulesque, „Le Roman de Colombine“ von Richard d'Humiac und William Marie, „Monsieur et Madame Pierrot“ von Jean Subert und R. Vert, „la Maustache“ von Bertrand Souvet und Ludovic Kap. Théâtre des Lettres, „comme ils sont tous“ von Emile Fabre. Druffel. Parc, „la Reine Juana“ von Parodi. Vaudeville, „les joies du foyer“ von Pennquin. Théâtre flamand, Vorstellung der Sociéte dramatique de Noordstar „Hugo Falck“ von Fr. Schuermans, „Ken huwelijk per velo“ von Fr. van Langendonk. Berlin. Neues Theater, „Die Hochzeit des Figaro“ von Beaumarchais, übersezt von Ludwig Fulda. Restbenztheater, „Der Unterpræfekt“ von Leon Sandillot, „Villa Bielliechen“ von Benno Jacobson. Friedrich Wilhelmstädtisches Theater „Jabula“ von Johann Strauß. Adolf Ernsttheater, „Der kleine Herr“ von Arthur Lauw, „Die ewige Frau“ von Manspüt und Krenn. Mainz. Stadttheater, „Herrenmoral“ von Rudolf Herzog.

Das Burgtheater feierte Sonntag Hans Sachs. Das hätte sehr künstlerisch werden können. Es ist ja im Wesen der gequälten und unbedarfenen Menschen von heute, sich weg aus dieser Zeit zu wünschen, die ohne redlich thätigen Ernst ist, keine Kraft noch Muth, immer nur Zweifel hat und sie mit tausend Beschwörungen ängstigt; und wohin möchten sonst Deutsche lieber und vertraulicher stützen dürfen, als in die reiche Enge jener bunten, so bewegten, aber dennoch sichereren Welt, wo verlässliche und ständige Gefühle wußten, was zu thun, was zu lassen war, nicht zu suchen brauchten und sich, wie es im achtzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ heißt, „aus einem chaotischen Zustande ernste Thätigkeiten glänzend hervorhathen“? Sie mit allem dunklen Zauber ihrer spröden Gnaden suggestiv zu bringen war das Amt dieser Feier. Das Wort aus der „poetischen Sendung“ hätte sie leiten müssen:

„Nichts vermindert und nichts vermehrt,  
Nichts vergrößert und nicht verkleinert;  
Sondern die Welt soll vor dir seh'n,  
Wie Albrecht Dürer sie hat geseh'n.“

Eine schöne und dankbare Pflicht, die leider die Regie versäumte. Das konnte man schon gleich im ersten Stücke gewahren, das eben jene „Sendung“ dialogisirte. Goethe läßt da zuletzt ein „hohes Mägdelein“ erscheinen, am Blüthelein, beim Hollunderstrauch...

„Gai Rosen in ihren Schoß geküßt  
Und bindet ein Kränzlein sehr geschickt  
Mit heißen Knoepfen und Blättern d'rein:  
Für wen mag wohl das Kränzlein sein?“

Man achte das Wort „Kränzlein“, wie klug und wirksam diese Endung gewählt ist. Es gibt dem Bilde erst seine Farbe. Es gibt der Erscheinung, die sonst in jeder Zeit, heute, wie vor hundert, zweihundert oder dreihundert Jahren, möglich wäre, ein ihre Stimmung von damals. Es gibt ihr das lieb Volksthumliche, das Altfränkische, den Mürrberger Ton, oder wie man das nennen will. Das mußte die Regie gestalten. Was man aus jenem „Kränzlein“ hört, hätte man an ihrem Werke sehen sollen. Ein Folgschnitt von Dürer oder doch von Schwind mußte es sein, aber es war ein Farbendruck nach Paul Thumann. Wie aus einer alten Chronik, einem Kalender oder Wetterbüchlein mußte es scheinen, aber es schien wie aus der „Gartenlaube“. Eine nazarenisch geschaute Magd mußte da sitzen, dürftig, bange, blaß und starr, mit den zagen, herben und verhaltenen Gesten der romantischen Kunst, wie aus jenen Illustrationen des Cornelius zum „Faust“, aber da sah die gemüthliche, bequeme, runde, breite und so ungothische Schönheit des Fräulein Pruby. Das „Kränzlein“ fehlte. Es fehlte in allen Stücken. Das zweite, „Frau Wahrheit will Niemand herbergen“, spielt in einer Kneipe. Da konnte man denn recht eine volle, tolle Schänke zeigen, so ein „Dratwurstglocke“ mit tausend Geräth und Gerümpel, mit einem Wirbel drahtiger Gefalten, mit Weiskern, Krümmern und Knechten, während man hinten durch die Scheiben hinaus ins lauteste Gedränge der Stadt schauen ließ, „die so ungelbar Häuser hat“; und wenn das Gewimmel und Getümmel freilich die Handlung ein wenig drückte und verschob, so hätte man erst recht den Geschmack von damals getroffen, der in allen Künsten Wesentliches oft im Wucher der kleinen Illge verlor. Aber man stellte das Stück in eine leere, kahle, weite Decoration, wo der Knittelvers froh und nicht heimlich werden konnte. Das fünfte, „Der Tod im Stocke“, spielt bei Räubern, in einem wilden Walde. Diesen Wald gab man, wie sich ihn heute ein Maler denken mag. Aber man hätte ihn geben müssen, wie sich die Maler von damals einen wilden Wald dachten: mit jenen wulstigen, geblähten, unmöglichen Felsen und wo auch die Bäume eine zünftige Wüthe haben und eine ehrfame Innung zu bilden scheinen, und mit Drachen, Schlangen, Ungeheuern; da konnte man auf einen morschen Stumpf dann einen herben, steifen, schrecklich bunten Engel stellen, ungeselig, grell und in einer innig verdrehten, von Furcht gebundenen Geberde, wie von einem Altare der Königschen Schule, der plötzlich verschwand und erst, wenn endlich der Tod rings ist, in seiner unabänderlichen Haltung wieder sichtbar wurde. Aber man ließ einen weißen, milden, weichen Engel kommen, einen rasafälligen Engel, der nimmer in so blügerlich rauhen Versen, sondern nur in glatten, festlichen Sonetten reden dürfte. Es fehlte wieder das „Kränzlein“. Nichts hatte seine Stimmung und so konnten die köstlichen Chargen der Hartmann, des Ritterwurzler, Sabillon, Lewinsky, Timig und Schöne doch nicht wirken, weil sie nirgends wurzelten, sondern unglaublich so im Leerem jappeln mußten.

Der „öffentliche Meinung“ die im September ohne Stück die Saison begonnen, folgte nun gestern auch der „Fils de Giboyer“, der hier immer noch recht pretios „Ein Pelikan“ heißt. Es war wieder theils angenehm, theils ärgerlich — angenehm, weil Ritterwurzler spielte, ärgerlich, weil die andere Darstellung den Ton nicht traf. Jede neue Rolle des Ritterwurzler ist jetzt ein Fest der Kenner. Laube fand in Leipzig sein Talent „von gefährlichem Umfange und strenger Aufsicht bedürftig“ und schrieb, daß er „durch ein excentrisches Etwas seines Wesens leicht über die Grenzlinie gerissen wird, welche der Rolle innewohnt; wenn er Dreißig sagen sollte, so ist er immer versucht, wenigstens einunddreißig zu sagen“; auch wird man sich selber erinnern, daß er oft die besten Wirkungen gern durch groteske Schandertel, allerhand Schrecken und eine heillose Lust, das Parterre zu narren, führte und immer wieder verdarb. Das wurde er lange nicht los und Weise schien dem unsteinen Wanderer versagt. Das ist jetzt anders. Er hat seine feindlichen Mächte bezwungen und hat jetzt die Ruhe, das Maß, die Beschcheidenheit der großen Kunst. Was Otto Ludwig von der Bühne forderte, „tiefste Absicht und scheinbar vollständige Absichtslosigkeit“ zu verbinden, gelingt ihm und alle könnten von ihm heute lernen, wie der Schauspieler seine Rolle nicht aus dem Ganzen reißt, sondern der Stimmung des Stückes dienen soll. Das konnte neben ihm gestern nur noch Herr Zeska, der ein unübertreffliches Muster weiser, feiner und besonnenner Komik in den edelsten Pinien gab. Jules Lemaltre hat diese Komödien von Augier „honnete Satiren“ genannt. Man kann sie nicht besser definieren: Satiren — das heißt Übertreibungen, Verzerrungen der Wahrheit, die dem Leben einige Illge nehmen, um desto wirksamer die anderen zu vergrößern; aber honnet — das heißt bürgerlich, temperiert, manierlich, ohne ins Aristophanische je zu geraten. Das versteht die andere Darstellung gestern: bald war sie realistisch statt fatirisch, bald wurde sie aus Ironie wieder Caricatur. H. B.